



www.hanser-lesekreise.de

Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich gern an lesekreise@hanser.de

FÜR IHREN LESEKREIS

HANYA YANAGIHARA

Ein wenig Leben

Ein wenig Leben handelt von der lebenslangen Freundschaft zwischen vier Männern in New York, die sich am College kennengelernt haben. Jude St. Francis, brillant und enigmatisch, ist die charismatische Figur im Zentrum der Gruppe – ein aufopfernd liebender und zugleich innerlich zerbrochener Mensch. Immer tiefer werden die Freunde in Judes dunkle, schmerzhaftes Welt hineingesogen, deren Ungeheuer nach und nach hervortreten. *Ein wenig Leben* ist ein rauschhaftes, mit kaum fasslicher Dringlichkeit erzähltes Epos über Trauma, menschliche Güte und Freundschaft als wahre Liebe. Es begibt sich an die dunkelsten Orte, an die Literatur sich wagen kann, und bricht dabei immer wieder zum hellen Licht durch.

Roman. Aus dem Englischen von Stephan Kleiner. 960 Seiten. Gebunden
Lackveredelung, farbiges Vorsatzpapier, Lesebändchen. Auch als E-Book erhältlich

Anregungen für Ihre Diskussion im Lesekreis

- 1 »*Ein wenig Leben* erweitert den Raum dessen, was Liebe sein kann, radikal: Freundschaft, Beziehung, Sex, Adoption – die Grenzen sind viel fließender, als es unser schlichter Sittenkodex vorgibt.« (Ijoma Mangold, DIE ZEIT)
- 2 Vielen Menschen, vor allem in Großstädten, bedeutet Hanya Yanagiharas Roman deshalb so viel, weil er die Freundschaft als etwas würdigt, das der partnerschaftlichen Beziehung nicht nachrangig ist, sondern genauso viel bedeuten kann. Müssen wir in unserer heutigen Zeit nicht zu einem neuen Verständnis von einem gelungenen Erwachsenen-Leben kommen, in dem die höchste Erfüllung nicht unbedingt in der Ehe liegt?
- 3 *Ein wenig Leben* ist als ein Märchen beschrieben worden: Wie im Märchen ist die Romanwelt – obgleich sie vordergründig realistisch wirkt – von Archetypen bevölkert, es gibt Gut und Böse, es gibt das Motiv des ausgesetzten Waisenjungen, der nach einem Zuhause sucht. Und wie im Märchen erscheint das Ende unausweichlich. Was erreicht die Autorin damit?
- 4 »Ich wollte, dass alles etwas überzogen erscheint«, hat Hanya Yanagihara in einem Interview gesagt. *Ein wenig Leben* ist so angelegt, dass man in die Empathie mit den Figuren geradezu gezwungen wird, man kann sie nicht auf Distanz halten. Kann Lesen auch ein Akt des Mitgefühls sein?
- 5 Das Covermotiv zeigt einen Mann, bei dem nicht genau klar ist, ob er leidet oder ekstatisch ist. Klar ist aber, dass wir als Betrachter einem Moment beiwohnen, der so intim ist, dass wir versucht sind, wegzuschauen – und doch nicht wegschauen können. Wir leben in einer Zeit, in der Gewalt allgegenwärtig ist, zugleich – so die Autorin – war es nie leichter, wegzuschauen. Wenn man sich auf die Lektüre von *Ein wenig Leben* einlässt, ist diese Art von Verdrängung nicht möglich.
- 6 Jude ist süchtig danach, sich zu ritzen, zu schneiden – die Selbstverletzung ist zugleich sein einzige Möglichkeit, Kontrolle über seinen Körper zu erlangen. Er glaubt nicht an die Möglichkeiten von Psychotherapie, er glaubt nicht an Heilung. Kann für jemanden wie ihn, der die Erfahrung großer körperlicher und seelischer Verletzung gemacht hat, Heilung tatsächlich unmöglich sein? Und was bedeutet das für Willem, der ihn liebt?

Ein Buch, das »dich verrückt machen, verschlingen und von deinem Leben Besitz ergreifen kann«.

Das Zitat, das diesen Text überschreibt, stammt aus dem *New Yorker*, einem Magazin, das von seinem Publikum für seine Sachlichkeit und Contenance gerühmt wird. Anders gesagt, die Kritiker des *New Yorker* neigen normalerweise nicht zu affektivem Überschwang, und dass eine Buchrezension eine so emphatische Aussage enthält, spricht für die besondere Wirkung des Buches, um das es geht.

Hanya Yanagihara, 1975 geboren, ist eine US-amerikanische Schriftstellerin und Journalistin hawaiianischer Herkunft. Ihr hochgelobter erster Roman, *The People in the Trees*, erreichte 2013 Aufsehen in der literarischen Szene ihrer Heimatstadt New York. Mit *Ein wenig Leben* gelang ihr dann mehr als nur der Durchbruch: Der Roman wurde ein großer Bestseller – einer der ganz wenigen literarischen Bestseller der vergangenen Jahre –, er stand 2015 auf der Shortlist des Man Booker Prize und des National Book Award, den jeweils wichtigsten Buchpreisen Englands und der USA, und er wurde monatelang ohne Unterlass diskutiert, von Kritikern, Bloggern, Verlagsmenschen, vor allem aber von sehr vielen Lesern.

Bemerkenswert dabei war, dass viele Leser des Buches auf eine sehr persönliche Weise darüber sprachen, als ginge es eigentlich um ihre eigenen Leben. Dasselbe Phänomen konnte man auch bei den Kritikern beobachten: Die meisten Rezensionen waren nicht nur begeistert, sondern zugleich erstaunlich intim, bis hin zu überraschenden persönlichen Geständnissen. Genauso eindringlich waren die Reaktionen der Kritiker des Buches, denn sie lehnten es inbrünstig ab – fanden es übergriffig, manipulativ, übertrieben. Die Leiden darin seien zu tief, die Liebe und die Aufopferung zu groß, die Figuren zu brillant und zu erfolgreich, die Bilder zu schön, die Abgründe zu schrecklich.

Vielleicht am erstaunlichsten war die Dauer der Rezeption. Wir haben uns daran gewöhnt, dass Bücher Saisonware sind. Doch wo die meisten Neuerscheinungen von Kritik und Buchhandel routiniert einsortiert und ausgerangiert werden, begann dieser Roman am Ende seiner vorgesehenen Saison erst richtig zu leben. Noch viele Monate nach seiner Veröffentlichung erschienen leidenschaftliche Kritiken und Verteidigungen, oft von prominenten Autoren. Ja, *Ein wenig Leben* polarisiert. Ja, es ist ein sehr langes Buch mit einer harten, manchmal brutal niederschmetternden, manchmal unwirklich schönen Geschichte. Doch die Menschen, ob sie es mochten oder nicht, konnten einfach nicht aufhören, darüber zu reden. Das war genau die Situation, in der ich auf *Ein wenig Leben* aufmerksam wurde. Das Manuskript hatte schon eine Weile in meinem Büro gelegen, aber ich war noch

nicht über die ersten Seiten hinausgekommen, als ich einige Wochen nach dem Erscheinen eine Reise nach New York machte, um Autoren, Verlage und Agenturen zu besuchen. Dass die Auslandsrechte noch nicht vor Erscheinen verkauft worden waren, war ungewöhnlich und zeigte, dass sein amerikanischer Verlag dem Buch ursprünglich gar nicht so viel zutraute. Doch als ich in New York eintraf, sprach bereits die gesamte Branche darüber, bei Lunchbreaks, bei offiziellen Abendessen, in privaten Kreisen. Es war der Beginn einer Erfolgsgeschichte, die nicht durch Verlagsmarketing erzeugt wurde, sondern bei den Lesern ihren Anfang nahm, beim Eintauchen in die Lektüre. Manche, mit denen ich sprach, ertrugen es nicht, *Ein wenig Leben* zu lesen, die meisten waren tief bewegt und beteuerten, dass es ein Buch wie kein anderes sei. Viele hatten es in einem intensiven Trip von drei oder vier Tagen gelesen. Und alle, wirklich alle wollten sich darüber austauschen. Zum Glück waren die deutschsprachigen Rechte noch nicht vergeben, und seitdem gehöre ich selbst zu denen, die anderen von Yanagiharas Buch erzählen.

Seine starke populäre Wirkung könnte leicht darüber hinwegtäuschen, was für ein großer und kühner literarischer Entwurf Hanya Yanagihara gelungen ist. Zumindest oberflächlich betrachtet, einiges gibt, was einen Verriss des Romans zu einem Kinderspiel macht. So spielt die gesamte Handlung in einer unbestimmten Gegenwart, obwohl die Handlungszeit mehr als ein halbes Menschenleben umspannt. Es gibt keinerlei Markierungen politischer oder gesellschaftlicher Realität, die das Erzählte zeitlich verorten oder zum Entwurf eines Gegenwartsbildes beitragen – 9/11 müsste sich eigentlich irgendwann ereignen, kommt aber nicht vor. Es ist, als handle der Roman von einer Wirklichkeit, die unserer ganz genau gleicht, ihr aber zugleich entzogen ist. Doch weil der Text eine solche authentische Dringlichkeit zu haben scheint, vergisst man beim Lesen leicht, ihn als etwas bewusst »Gemachtes« wahrzunehmen. Ja, er ist redundant und ausufernd, er ist melodramatisch, er ist von allem etwas zu viel. Doch es ist unmöglich, die literarische Vision und Wirkung dieser Ästhetik zu übersehen – und die schriftstellerische Intelligenz, mit der diese Geschichte entworfen und zusammengehalten wird. In einem Interview mit dem englischen *Observer* erzählte Hanya Yanagihara: »Mein Lektor und ich haben uns darüber gestritten, wie viel ein Leser ertragen kann. Meiner Meinung nach erhält man darauf keine Antwort, indem man mutmaßt. Leser wissen immer, wann eine Autorin etwas zurückhält, um sie zu schonen. Ich wollte, dass es in diesem Roman etwas zu viel Gewalt gibt, aber ich

wollte dieses Übermaß auch in allem anderen, ein Übermaß der Liebe, der Empathie, des Horrors. Ich wollte, dass letztlich alles etwas zu überzogen erscheint. Ich wollte, dass es sich stellenweise sogar vulgär anfühlt. Ich wollte mich an den Grenzen von Sentimentalität und gutem Geschmack bewegen und den Leser mit Macht auf diese Grenze zutreiben.«

Wie der Schriftsteller Garth Greenwell in einer Besprechung im Magazin *Atlantic* festgestellt hat, zieht Yanagihara ganz bewusst die Register des Melodrams, der Oper, der sentimentalischen Literatur, die oft mit queer-Ästhetik identifiziert werden, um Wahrheiten über das Leben von Männern zu erzählen, an die konventionellere Romane, wie gut sie auch gemacht sind, schlicht nicht heranreichen können. In der Welt, die sie erschafft, existieren Gut und Böse, absolute Finsternis und strahlende Helligkeit, völlige Ausgesetztheit und die Utopie eines wirklichen Zuhauses – das ist das Märchenhafte daran, und es erlaubt ihr, vom Zustand des Menschen mit einer Kraft zu erzählen, die selten ist. Alles hat biblische Ausmaße, und Jude – der von den Mönchen so genannt wurde, nach dem Apostel, der zum Fürsprecher der hoffnungslosen Fälle wurde – erinnert manchmal an eine Heiligenfigur. Doch der Witz ist: *Ein wenig Leben* ist frei von jeglicher Spiritualität oder religiöser Idee. Das Biblische ist hier schlicht der Maßstab, den Hanya Yanagihara anlegt, um uns mit dem Menschlichen zu konfrontieren, mit uns selbst.

Ein wenig Leben handelt von einer verletzten Seele und dem verletzten Körper, der sie beherbergt. Von einem, der versucht, in sein Leben zu finden, obwohl ihm beigebracht wurde – mit aller Brutalität, zu der Menschen fähig sind –, dass es für ihn kein Leben geben kann. Doch diejenigen, die Jude missbraucht haben, sind im Prinzip vollkommen egal. Es geht um das, was sie hinterlassen, darum, ob man verlernen kann, sich zu hassen, wenn man Liebe erfährt, Freundschaft, ein gutes Leben. Es mag übertrieben scheinen, wenn Jude immer wieder, mit manischer Energie, in seinen Schleifen selbstaufgelegter Marter kreist. Und doch ist das eine präzise – und vollkommen realistische – Darstellung dessen, was es heißt, emotionale Verletzungen mit sich durchs Leben zu schleppen und in der Angst vor erneuter Ablehnung zu existieren. Yanagihara öffnet mit ihrem Roman einen Raum, über Verletzungen nachzudenken, einen Raum für eigene verdrängte Erinnerungen. Das ist das eine, glaube ich, was für viele Leser von *Ein wenig Leben* so bewegend ist.

Doch alles, was Yanagihara ihrer Hauptfigur nimmt, gibt sie ihr mit vollen Händen zurück. Ich kenne kein schöneres Buch über Freundschaft, und ich kann mir kaum vorstellen, dass je ein schöneres Buch über Männer geschrieben wurde – und diese Schönheit ist der andere Grund für die Anziehung dieses Romans. Es mag darin – wie im Leben – keine Erlösung geben, aber es gibt Schönheit, es gibt den Trost von Intimität, die Sinnstiftung von Kunst, von Schöpferfreude, von geteiltem Genuss. Und es gibt die Freundschaft, die Yanagihara als eine elementare Beziehung unserer Zeit darstellt, nicht weniger wichtig als die Ehe – und tatsächlich für viele Menschen heute sogar wichtiger. Eine Leserin

schrub mir: »Für mich ist *Ein wenig Leben* die Geschichte einer bestimmten Art von Freundschaft, die ich so gut kenne, die ich lebe, die ich aber niemals so geschildert und respektiert gefunden habe wie hier. Ich meine die fürsorglichen, lebenswichtigen Freundschaften, die so vielen von uns, die wir in Städten leben, Singles und kinderlos sind, alles bedeuten. Mehr als die Familie. Mehr als Liebschaften. Hanya Yanagihara zeigt, wie wir leben und dass wir wählen können, wem wir die Erfüllung unserer innersten Bedürfnisse anvertrauen.«

Man könnte noch so vieles hinzufügen, über die befreiende Art, wie das Buch sexuelle Identität behandelt, oder über seinen faszinierenden Dialog mit bildender Kunst, von der sich die Autorin beim Schreiben hat leiten lassen. »Dieses Buch ist grenzenlos«, schrieb mir eine andere Leserin. Doch gibt es Geschichten, mit denen es vergleichbar ist? Manchmal dachte ich beim Lesen: So ist es vielleicht, Marina Abramović bei einer ihrer Performances gegenüberzusitzen und ihrem Blick zu begegnen. Manchmal musste ich an einige der früheren Filme von Lars von Trier denken, *Breaking the Waves*, *Dancer in the Dark* – nur, dass Yanagiharas Buch voller Mitgefühl ist, ohne die brutale Distanz von Triers. Und ich musste daran denken, wie Roberto Bolaño die Geschichten der Frauenmorde von Ciudad Juárez erzählt hat, eine nach der anderen. Die Maßlosigkeit Bolaños ist die Maßlosigkeit Yanagiharas – beide brauchen sie, um uns mit dem Menschlichen zu konfrontieren. Diese Referenzen mögen weit auseinanderliegen, aber jede für sich erscheint mir zutreffend.

2015 wurde Hanya Yanagihara von der Zeitschrift *Foreign Policy* auf die Liste der einhundert »Global Thinkers of the Year« gesetzt, neben Angela Merkel und Papst Franziskus. Die Begründung lautete: »(...) dafür, dass sie Leser an den Abgrund führt«, und weiter hieß es: »Yanagihara fordert uns dazu heraus, standzuhalten, wo wir wegschauen wollen; das ist etwas, was die meisten Romane nicht einmal probieren – geschweige denn tatsächlich erreichen.«

Für einen Lektor ist es beglückend, wenn man bei einem Buch ahnt oder weiß, dass es die Zeit überdauern und immer wieder gelesen werden wird – so wie die Klassiker, die einen überhaupt erst dazu gebracht haben, Lektor zu werden. Diese Bücher gibt es nur sehr selten. Dieses gehört dazu.

Zu intim? Zu herausfordernd? Die Autorin über das Covermotiv ihres Romans

Ich wünschte, ich könnte behaupten, ich hätte von Beginn an die Vision – oder den Weitblick – gehabt, Peter Hujars Fotografie »Orgasmic Man« als das richtige Motiv für den Umschlag meines Buches zu erkennen. Ich kannte natürlich Hujars Werk; ich erinnere mich bis heute daran, wie ich als Teenager seinem Porträt der kleinen Tochter eines Freundes begegnete, eines weißblonden Mädchens, das auf einem Sofa sitzt und einen Ball hüpfen lässt, ihr Gesicht und das Bild selbst erfüllt von jener Mischung aus Gravität und Würde, die allen Arbeiten Hujars zu eigen ist. Doch erst, als mein bester Freund – der zugleich mein erster Leser und Lektor ist; so viel von dem Buch, von seiner Philosophie bis zu seinem Erscheinungsbild, ist von seinem Einfluss geprägt – dieses bestimmte Bild vorschlug, wusste ich, dass es so sein sollte.

Niemand wusste am Anfang so richtig, wie man dieses Buch vermarkten sollte. Das vorherrschende Gefühl war, dass eine sanfte Täuschung angebracht sein könnte. Mein amerikanischer Verlag wollte das Buch als ein Exemplar des beliebten Genres des zeitgenössischen New Yorker Bildungsromans präsentieren. (Zu meinem Entsetzen hatte mein Lektor die Idee, es als »Kreuzung aus *Friends* und Marcel Proust« zu beschreiben.) Vor diesem Hintergrund war es vielleicht nicht überraschend, dass Hujars Fotografie von allen abgelehnt wurde: den Marketingleuten, den Verlagsvertretern, den Buchhändlern. Das Bild schien zu übergriffig zu sein, zu intim, zu herausfordernd.

Sie hatten nicht Unrecht. Und doch sind es genau diese Eigenschaften, derentwegen ich das Bild liebe. Es schien mir die denkbar aufrichtigste Werbung für das Buch zu sein. Empfindet der Mann Schmerzen oder Lust? Ist er ekstatisch oder tief verzweifelt? Man hat das Gefühl, dass man Zeuge eines fast unerträglich intimen Moments wird, dass man

etwas sieht, was man eigentlich nicht sehen sollte. Wir verstehen, dass wir Eindringlinge sind, und doch können wir nicht wegschauen. Auf diese Weise, das ist meine Hoffnung, enthält das Cover ein Echo der Lektüre des Buches selbst, der Art, wie man hin- und hergerissen ist zwischen Hinschauen und Wegschauen, zwischen Widerwille und Zuneigung. (Übrigens findet das Rätsel des Ausdrucks des Mannes seinen Widerhall im Rätsel des Mannes selbst: Man weiß, dass er Dutch Anderson hieß, doch es gibt keinerlei Hinweise darauf, wo oder ob er heute lebt.)

Die Veröffentlichung von *Ein wenig Leben* hat mir viele unerwartet beglückende Momente gebracht. Eines der Dinge, die mich am meisten freuen, ist die Wiederentdeckung von Hujars Werk durch eine neue Generation von Liebhabern. Er war gerade 53 Jahre geworden, als er an den Folgen seiner AIDS-Erkrankung starb. Mein Buch ist natürlich nicht ausschließlich oder auch nur hauptsächlich für diese Wiederentdeckung verantwortlich, aber wenn es einige Leser auf Hujar und seine großartige Kunst gebracht hat, wäre mir das eine große Ehre: Kunst ist immer im Dialog mit anderer Kunst, ob bewusst oder unbewusst, und wann immer ein Künstler diesem Dialog eine Zeile hinzufügt, ist das eine wunderbare Erfahrung.